



Neue Heimat

Noch während ein Sturm wütet, schlafe ich mit dem Buch im Schoß ein. Die letzten Regentropfen prasseln diesen Morgen auf das Dach und ich weiß, der einzige Mensch zu sein, der das hören kann. Im Einvernehmen mit meiner Fantasie stelle ich mir vor, in die Ferne zu rufen so laut es ginge. Ein wenig peinlich käme es mir vor, wenn ich an eine Großstadtwohnung gewöhnt gewesen wäre; hätte ich dort aus dem Fenster geschrien, schauten die Nachbarn und die Polizei käme zehn Minuten später vor Ort. Aber hier in der Einsamkeit – War da dieser Schrei der erste Schritt zum Wahnsinn aus Isolation? Bin ich überhaupt schon lange genug da, um es Isolation nennen zu können? Würde ich in einigen Jahren dieser Lebensweise nur noch zusammenhangloses Zeug vor mich herbrabbeln und den Bäumen Namen gegeben haben? Würden mich Psychologen und Soziologen aus sicherer Distanz unbemerkt mit einem Fernglas studieren? – So weit war es sicher noch nicht. Ich spüre, dass es in Fornburg eine ganz neue Chance gibt, mein Leben in Ordnung zu bringen; mich herauszuschälen aus dem vorgegebenen Chaos meiner Erfahrungen und Erinnerungen; den Becher zu leeren, wie man sagt, und ihn aufs Neue zu füllen.

So weit ist es in der Tat noch nicht. Stattdessen fühle ich mit einigem Schmerz meinen beanspruchten Nacken, der die ganze Nacht über im Versuch stand, sich der unnatürlichen Kopflage anzugleichen. Das Buch schlage ich zu und stelle es als das Vorderste in das leere Regal, gleich neben die verloschenen Kerzen.

Durch die verschlossenen Fensterläden dringt kein Sonnenstrahl. Glücklicherweise kam auch nichts anderes herein: Entweder habe ich nur geträumt,

oder es hatten wahrhaftig die ganze Nacht über Regen und Sturmböen gegen die Wände und das Dach getrommelt. Als ich die Fensterläden öffne, erfahre ich, dass es kein Traum war. Rund um das Haus sind kleine beblätterte Zweige auf der Wiese verteilt oder treiben küstennah im Wasser. Gerade noch im Blickwinkel befindet sich ein kleiner umgestürzter Baum und, wie ich bei der Kontrolle aller Fenster erkenne, haben auch einige heruntergestürzte Äste das Haus getroffen.

Ich entriegle die Tür und trete ungeduldig nach draußen, um auch den Rest der Verwüstungen in Augenschein zu nehmen: Zusätzlich zu dem Beschriebenen sind allerdings keine weiteren Schäden zu bemerken. Nun, bei Tageslicht, habe ich außerdem die Möglichkeit, mir das Haus von außen anzusehen.

Die von Willkür zerschundene Seele der mich umwehenden Naturphänomene ergötzen meine Vorstellungen einer Welt, wie sie zu sein hat. Wie sie ohne Ausnahme zu sein hat. Man verstehe, dass ich als Naturwissenschaftler eine Menge Fantasie aufbringen kann, mir Welten vorzustellen, die sich vom uns bekannten Planeten Erde so sehr unterscheiden, wie es eine Giraffe von einem Turmalin-Kristall tut. Ich vermag vor meinem geistigen Auge zu verbildlichen, wie eine Welt aussieht, die um einen 200 Lichtjahre entfernten Zwergstern kreist; wie die möglichen Lebewesen auf dessen zweiten Mond aussehen und vor sich hin agieren.

Im Umkehrschluss weiß ich recht gut, wie das natürliche Abbild in unserer Ökosphäre auszusehen hat und ich komme zu nur einer einzigen Auffassung: Nämlich jener, dass der Mensch in seiner parasitären Gesamtheit nicht wirklich in diese Welt gehört; dass er sie so sehr umgestaltet hat, wie es die geotektonischen Vorgänge und selbst die Evolution in Milliarden Jahren nicht geschafft haben.

Für wahr, ich kann mich der Gewaltigkeit der Menschheit und schon gar nicht der Summe ihrer Perversion entgegenstellen. Weder kann ich sie erfolgreich bekämpfen, noch eindämmen oder gar von der Oberfläche dieses ansehnlichen Planeten tilgen. Was ich aber tun kann ist, mich so zu benehmen, als wäre ich wirklich ein Teil dieser Welt: Vorzugeben, als gehörte ich hierher; aus der Natur zu lernen und ihre Verfahrensweisen zu imitieren. Und das dabei gelernte Wissen und die dabei angehäuften Erfahrung möglichst eindringlich und unverfälscht an meine Kinder weiterzugeben.

So blicke ich um mich und sehe die vielen herabgestürzten Äste, einige so groß, dass ich sie kaum von Hand bewegen kann. Ich schließe daraus meine nächste Aufgabe: Mir Werkzeug zu besorgen, um die Äste zu Feuerholz zu verarbeiten. Mehrfach laufe ich um das Haus herum; dabei fällt mir gar nicht auf, wie klein es eigentlich ist. Von außen das keinesfalls hässliche Grau der verbauten Steine, die kleinen netten Fenster, die eindrucksvolle Tür mit ihrem Eisenbeschlag. Die schlanke Esse, thronend über dem Dachfirst stehend. Der hölzerne Dachstuhl mit Schieferplatten bedeckt, die Lücken mit Stroh gestopft, um die zugige Meeresluft fernzuhalten.

Haus und Landschaft gefallen mir sehr, insbesondere im Tageslicht. Von besonderem Augenmerk befinde ich die Felshaufen zu beiden Seiten des Hauses, die es, in derselben Grundfarbe getönt, auch tarnen und mit der Landschaft verschmelzen lassen. Erkennte man nicht mit einem menschlichen Gesichtssinn die unnatürlich harten Kanten und die der Natürlichkeit widersprechende Bauform, mochte man annehmen, es sey schlicht ein Unterschlupf im Fels, und nicht etwa eine Behausung!

Vorsichtig schreite ich am Graben mit den Fenchelpflanzen entlang und nähere mich der Vorderseite des Hauses, dort, wo ich eines Birnenbaums Äste beiseite biegen muss. Schließlich stehe ich vor einem Kuriosum: Auf dem Boden ist, überkrustet von Flechten und von Gras durchwachsen, ein Haufen Steine arrangiert worden; und wie ich es genauer betrachte, sind kopfgroße, kantige Steine aufgestapelt, denen oben faustgroße, flache Exemplare aufliegen, sodass alles die Form einer Pyramide angenommen hat. Zwischen den dicken Kieseln, im oberen Drittel der Pyramide, steckt eine metallische Plakette; ich ziehe sie hervor und putze sie ab: Eine angewitterte Messingplatte, zwanzig mal zehn Zentimeter groß. Seit Jahren muss sie hier liegen, sogar die Ränder der Plakette kann ich mit den Fingern abbröckeln! Instinktiv spiegle ich die Fläche gegen das Licht, um die eingravierten Buchstaben lesen zu können. Aber eindeutig erkennen kann ich nur das Wort »Emerald« und eine Jahreszahl, die auf »42« endet.

Mit einem Gefühl unerwarteter Betroffenheit stecke ich die Plakette zwischen die losen Steine zurück. Der offenkundige Sturmschaden um mich herum zwingt meine Aufmerksamkeit wieder auf die Absicht nach Fornburg zurückzukehren, um

einige Werkzeuge für die Beseitigung von Totholz zu beschaffen. Und natürlich habe ich in keinem der Küchenschränke etwas Brauchbares zu Essen.

Das Ruderboot überstand die stürmische Nacht unbeschadet; ein wenig Wasser hatte sich im Kiel angesammelt. Mich wunderte es dennoch, dass es nicht davongetrieben war, obschon ich zum Anleinen einen sich anpassenden Tidenstek anwendete. Was wäre aber gewesen, wenn das Boot tatsächlich forttreibt? Wie soll ich jemanden von meiner Gefangenschaft auf der Insel unterrichten? Soll ich dann bis zur Küste schwimmen? Lieber knote ich das Boot in Zukunft noch sicherer an oder ziehe es wenigstens auf das Ufer.

Die um mich wehende Morgenluft ist herrlich. Beim Zurückrudern ans Festland schaue ich zweckgebunden auf die Weite des Meeres hinaus und die darüberziehenden Wolken. In der Tat eilen sie so rasch, dass es wirkt, als stünden sie still und das Meer unter ihnen triebe davon.

Nach einer halben Stunde erreiche ich die Küste genau an jener Stelle, die ich verlassen hatte – dem Steg am kleinen Hafen. Der alte Fischer ist nirgendwo zu sehen. Es fehlt der blaue Kahn, den ich am Abend noch vor seiner Hütte geschaut hatte; vielleicht ist er damit unterwegs.

Die Wellen gehen seicht, so binde ich mein Boot mit einem gewöhnlichen Knoten fest. Insgesamt hat dieses Vorgehen etwas von einem Auto, das ich zum Einkaufen oder »in die nächste Stadt« fahre, und es nun auf dem Parkplatz abstelle. Der Nebel verflüchtigte sich; nun kann ich jedes Haus in seiner Gesamtheit bestaunen.

Mit ebenso überraschtem wie freudigem Gesichtsausdruck gehe ich die ungepflasterte Straße zwischen den Häusern entlang und beschmutze mich mit aufspritzendem Schlamm. Zu beiden Seiten sind einfache und doppelstöckige Hütten gebaut, manchmal verbunden, manchmal mit einer Gasse getrennt. Falls eines der Gebäude eine zweite Etage aufweist, ist diese fensterlos und es führt eine seitlich anstehende Leiter hinauf zur einzigen Tür. Eine seltsame Bauweise, denke ich mir, und vermute dahinter eine einfache Lagermöglichkeit. Orens Buchladen ist von solcher Bauart.

Nirgendwo läuft jemand auf der Straße, die Häuser wirken unbewohnt. Noch ein wenig länger, und ich hätte alles als erträumt geglaubt. Plötzlich steht eine mit-

telalte Frau mit gelber Schürze auf ihrer Veranda direkt an der Straße und fegt einen Sand aus ihrer Türe. Wir starren einander an, sagen aber nichts.

Ihre beiden Füße stecken in Holzpantoffeln, einer davon steht an der Veranda-Kante, mit dem anderen gleicht sie sich aus. In der Hand zeigt sie mir einen Besen vor, hält inne mit dem Putzen und setzt dann das Fegen fort, ohne den Blick von mir abzulassen. Noch ein letztes Gaffen, dann widmet sie sich wieder ihrem Tagewerk und scheint mich bereits vergessen zu haben.

Sollte mich wundern, wenn ich in einer so kleinen Siedlung nicht weiter auffalle? Oder, wie erwartet, als Fremder betrachtet werde? Sonderbarerweise verriet mir ihr Blick, dass sie mich jederzeit in ihr Haus eingelassen hätte. Und dabei kennt sie weder meinen Namen noch meine Herkunft.

Auf der linken Seite freit sich die Sicht auf ein kleines stehendes Gewässer, das nicht weit entfernt hinter den Hütten liegt; eine Menge Uferbewuchs verbirgt jedoch jede weitere Erkenntnis.

Noch ein paar Zehner Meter weitergegangen, stehe ich vor einem der wenigen Häuser mit einem markanten Schild über der Tür, in diesem Fall dem Gasthaus »Zum Weidenspiel«. Es ist ein eindrucksvolles Gebäude, zweistöckig mit flachem und gebogenem Giebel, Fensterbänken mit kleinen violetten Blumen darin und vergitterten Fenstern. Gleich im zerfallenen Hof stapeln Fässer und Kisten, und das geöffnete Tor einer Scheune zeigt zwei Pferde. Eingefasst wird das Ganze von einem rostigen und mit Efeu durchrankten, brusthohen Zaun.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befindet sich der Marktplatz. Klein, nur zwanzig Meter lang wie breit und mit uneben zugehauenen Gesteinen bepflastert. Da gibt es auch einen vergitterten Brunnen; von einer Winde baumelt ein Eimer im Wind.

Am Brunnen verweilend, erkenne ich den Buchladen wieder, aus dem ich am Vorabend so unerwartet entfernt worden bin. Endlich kann ich das alte Schild, an dem eine Ecke herausgebrochen ist, bei Tageslicht betrachten. Ohne Zweifel habe ich nicht geträumt. Und zweifelsohne habe ich im Grunde den gesamten Ort gesehen. Sich hier zurechtzufinden ist nicht schwer.

Im Besinnen verwerfe ich die in mir tobenden Fragen und wiege sie in die Ohnmacht. Nun klopfе ich an, klinge die Tür. Ein Schwung Wärme aus dem Kamin strömt mir entgegen und es macht den Eindruck, als habe Oren sein Haus besonders stark beheizt, damit die Feuchtigkeit seinen Büchern fernbliebe.

»Was macht ihr eigentlich, wenn dieses Haus einmal brennen sollte? Alle Bücher nur an einem einzigen Ort zu sammeln, ist leichtsinnig!«

»Und ständig von paranoiden Befürchtungen besessen zu sein ebenso!«, antwortet er gekonnt und richtig auf meine flapsige Bemerkung, als er sich von einem der Regale umdreht, an dem er gerade einige Bücher ordnet:

»Ich grüße dich! Wie ist es dir ergangen? Konntest du schlafen?«

Sein grinsender Gesichtsausdruck zielt auf etwas Bestimmtes ab, das ich noch nicht zu erfassen fähig bin. Welche Intention quält diesen einen meiner Freunde wirklich? Weshalb hat er Interesse an meinem Schicksal? Weshalb verhält sich seine Tochter wie er, als ich sie am Vortag unerwartet am Waldrand getroffen habe? Wieso nur habe ich ununterbrochen das Gefühl, dass ich hierhergehöre und sich alles um mich dreht? Bin ich wirklich so eitel, um nicht aus dem Schlupf meiner Kokon-artigen Arroganz hinauszusehen? Einige Sekunden starre ich in sein grinsendes Gesicht; selbst ohne eine Gesichtsregung. Wie gesagt, scheint mir allein die Ergründung seiner Absichten unheimlich – und doch vertraut.

»Um ehrlich zu sein«, beginne ich die Unterhaltung schließlich, »war es eine der ruhsamsten Nächte, an die ich mich zu erinnern vermag.«

»Du kannst dich an deine Nächte erinnern? An deine Träume auch?«

»Aber ja! Das hat wohl mit meiner Verbundenheit zu Träumen zu tun. Und, bei uns, ich konnte niemals nachvollziehen, wenn Menschen davon klagten, sie können sich nicht an ihre Träume erinnern! Ich selbst kann mich an nahezu jeden Traum erinnern, vor allem wenn er von bestimmten Personen handelt! Umso mehr werde ich Träume mit wunderschönem wie auch schauerlichen Inhalt niemals vergessen. Es mag sein, dass ich unfähig bin zu sagen, vor wie vielen Nächten diese stattgefunden haben; aber ich weiß zumindest, dass sie wirklich gewesen sind. Die letzte Nacht jedenfalls werde ich im Gedächtnis behalten.«



»Schön, schön. Ich habe mir so etwas gedacht. Hast du bereits gefrühstückt?«

»Nein, im Haus waren kaum Lebensmittel. Jedenfalls brauche ich dringend Vorräte. Du weißt sicher, wo ich hier etwas kaufen kann.«

»Kaufen? Mein Freund, du wirst dich von diesem Wort rasch verabschieden, das verspreche ich dir!« – Oren ist wegen der Äußerung aufgewühlt, während ich kaum erwarten kann, was er damit wirklich meint.

»Wir haben selbst nichts im Haus. Vielleicht willst du mit meinen Töchtern zum Markt gehen, die wollen gleich los.«

»Warum nicht. Vorher muss ich unbedingt etwas Werkzeug auftreiben.«

»Was brauchst du? Vielleicht habe ich etwas da?!«

»Na ja, eine Säge wäre praktisch, und ein Seil. Ich muss Äste zerkleinern und beiseiteräumen.«

»Ach so; wegen des Sturms! Also eine Säge habe ich nicht im Haus; da musst du zur Schmiede, die geben dir was du brauchst.«

»Zur Schmiede also. Und ... Stürme treten entlang der Küste öfter auf? Gerade klang es so, als sey das gestrige Unwetter nichts Ungewohntes gewesen?!«

»Nun, starke Böen kommen regelmäßig vor, aber unsere Hütten sind stabil und einfach gebaut, sodass sie entweder selten Schaden nehmen oder schnell repariert sind.« – Ich nicke.

»Und was ich auch noch wissen möchte ...«

»Frage nur! Du bist immerhin der Neue und weißt noch nichts!«, unterbricht mich Oren entgegenkommend.

»Also, vielleicht steht es auch in dem Buch, das du mir gegeben hast; aber: Welche Orte gibt es noch in der Gegend? Wohin führt der Weg nach Westen, der aus dem Dorf hinaus? Der nach Osten endet an der Meeresküste und der nach Süden führt zu dem Waldrand, von dem ich kam.«

»Das steht in der Tat nicht in dem Buch, ich selbst bin niemals dort gewesen. Aber die nächste Siedlung heißt Nahrburg, nicht größer als unser Ort. Es heißt, dass er mehr als dreißig Tagesmärsche entfernt liegt.«

»Dreißig Tagesmärsche?«, erstaune ich, »Das ist euer ›nächster‹ Ort?«

»Um ehrlich zu sein, wir wissen nicht genau, wohin dieser Weg überhaupt führt. Es mag sein, dass er nach gut dreißig Tagen den Wanderer in den Ort Nahrburg bringt; aber ich muss dir nicht erklären, dass man auf einer so langen Wandererschaft einer Menge Wegkreuzungen begegnen kann! Es gibt nur eine Handvoll Leute, die ihn überhaupt beschritten haben. Für uns Einwohner gibt eben keinerlei Veranlassung oder Notwendigkeit, das Dorf zu verlassen.«

Schon wieder grinst er so, als nehme er das Thema nicht ernst. Ein erstaunliches Völkchen! Sind so zufrieden, dass es sie nicht interessiert, wo der einzige Weg aus ihrem Dorf endet! Oder erscheint es mir nur so unglaublich, weil ich aus einer anderen Welt komme?

»Und was macht ihr bei einem ... medizinischen Notfall?«

»Wir haben eine Ärztin, meine Frau, und eine Kräuterkundige namens Catla, die tun, was sie können ...«

»Sagtest du ›Catla‹?« – Wie häufig kann der Name schon sein? Aber warum sollte Catla hier wohnen, wenn ich sie noch vor ein paar Tagen im Gundermantal besucht habe?

»Ganz recht«, begegnet er nüchtern. »Jedenfalls tun sie, was sie können, aber wir sind eine Gemeinschaft, die kein Problem mit dem Tod hat. Wenn Mitglieder unserer Gemeinschaft sterben, dann ist das eben so. Es gibt nichts, was wir dagegen setzen könnten, also ist es für uns in Ordnung. Wenn jemand stirbt, wird der Leichnam traditionsgemäß in ein Boot gelegt und bei einem nebligen Morgen vom Ufer gestoßen. Keines der davontreibenden Boote haben wir je wiedergesehen.«

Meint Oren das ernst?! Ich will kaum meinen Ohren trauen, mit welcher Entspannung die Einheimischen dem Rest der Welt und mir begegnen. Trotz der offenkundigen Einfachheit dieser Gesellschaftsform – ist dies die Zukunft? Ist dies die Weise, auf die ein Mensch leben soll? Um dem zu entfliehen, beende ich das Gespräch:

»Wo finde ich denn nun den Schmied, Oren?«

»Gehe den Ächter, so nennen wir den Weg hinunter zum Meer, wieder um die Hälfte zurück und dann nach links, dort siehst du die Schmiede rauchen. Und wegen Vorräten kommst du gegen Mittag auf den Markt, dort findest du etwas.«

»Danke, Oren, bis später.« – traumatisiert tänzle ich aus der Tür.

Die Sonne steht brennend über mir, als ich mich auf den Weg begeben. Noch immer beeindruckt mich die klare Luft, auch wenn sie sonst niemand als klar befindet: Schaut man vor sich her, meint man in ›das Unsichtbare‹ mit der Hand eingreifen zu können; und konnte dies nur halb so klar sein wie die mich in diesem Ort umgebende Atmosphäre. Sogar ein einzelner Atemzug gibt mir meine vollständige Konzentration zurück und erfrischt mich mit neuen körperlichen Kräften.

Der Schritt fällt mir leicht und ich gehe flott voran. Den Weg hinunter zum Hafen kenne ich bereits, schließlich erreiche ich den beschriebenen Abzweig und biege ihn ein. Oren sprach von einem rauchenden Schornstein, und in der Tat sehe ich einen. Aber hier gibt es viel mehr: Dem Gelände mit dem rauchenden Schlot gegenüber gelegen steht ein Hof, auf dem sich Ziegen und Schafe herumtreiben. Genauer sehe ich es durch den dicht bewachsenen Zaun nicht. Meinem Blick voraus erhebt

sich der konische Turm einer Windmühle, allerdings mit unbespannten Flügelgerüsten. Die wesentlichen Geräusche dringen aus der Schmiede zu meiner Rechten: Dröhnende, wiederkehrende Hammerschläge uriger Gewalt, jedenfalls in den Ohren des Ungewohnten, nämlich meinen. Aus dem Laut allein ist keine Gründlichkeit herauszuhören, viel mehr erinnern die Hiebe an grobe, aber konzentrierte Arbeit.

Eine hölzerne Pforte, an der die aus massivem Metall geschmiedeten Scharniere und darüber aufgebrachte Zierelemente auffallen, führen mich in einen schmalen, mit grauweißen Pflastersteinen besetzten Hof. Zwanzig Schritte vor mir erkenne ich ein kleines Gebäude ohne Tür, auf dem der Schlot raucht und die Hammerschläge surren. Ein ebenfalls länglich angelegtes Gebäude steht benachbart, dergestalt von Weinranken bewachsen, dass sich kaum die Fenster umreißen lassen.

Ähnlich der vorangegangenen Begegnungen mit den Einheimischen betrete ich die Schmiede nur zögerlich und werfe ein »Hallo?« in die Dunkelheit voraus. Niemand antwortet, doch die Frequenz der Hammerschläge erhöht sich.

Heiß ist es an diesem Ort, wie ich es von den wärmsten Sommern nicht kenne; da glaube ich gar, dass sich die Haare auf meinen Handrücken aufstellen! Abkühlung anstrebend, weiche ich einige Schritte zurück ins Freie.

Die feuerrote Glut der Schmiedepfanne leuchtet deutlich, ein beständiger Zug von Frischluft wird über einen Blasebalg bewerkstelligt – ihn bedient jemand, den ich in der Dunkelheit nicht weiter erkennen kann. Vor der Glut ist ein Amboss aufgebockt, den ein Zweiter mit seinem Hammer benutzt. Auch dessen Gesicht erkenne ich nicht. Alles, was ich wahrnehme, ist ein längliches Stück gelb und silbrig glänzendes Metall, vielleicht ein Rohr, das alle paar Sekunden in die aufgeblasene Glut eingetaucht und dem Opfertisch des Ambosses dargebracht wird, um wuchtige Hammerschläge zu erfahren. Anschließend stößt der Schmied das Werkstück in die Glut zurück, lässt es erweichen und setzt ihm wieder mit seiner Kraft zu Formen zu.

»Hallo? Darf ich unterbrechen?«, beginne ich ungewiss angesichts so emsig arbeitender Handwerker.

»Clyde, hast du etwas gehört? Ist da nicht eine Stimme?«, ruft der eine dem anderen zu. Sie halten mit ihrer Arbeit inne.

»Ja, das war die Meine!«

Weiterhin im Schummerlicht verborgen, starren mich beide Gesichter nun an; lediglich ein schwacher, hellgelber Schein spiegelt sich in ihren Augenlinsen und lässt sie wie zwei Dämonen aussehen. Als sie ihre Arbeit unterbrechen, das lange Stück Metall auf dem Amboss ablegen und erkalten lassen; als sie aus der Dunkelheit der Werkstatt heraustreten und mir nun endlich im Tageslicht gegenüberstehen, da sind es keine Dämonen mehr. Sondern alte Freunde.

Seit der Begegnung mit Oren beschleicht mich diese Ahnung, in Fornburg auf weitere »alte Freunde« zu treffen, so wie es auch im Gundermantal mit Darren und Catla der Fall gewesen ist. Die Chance stand schlecht, dass ich hier in Fornburg den gleichen Personen erneut begegne, wie ich sie und ihre Berufe jenseits dieser Welt kennengelernt habe. Aber das Wiedersehen mit Oren, dessen nebensächlicher Hinweis auf die Kräuterkundige Catla und anderes zeigen mir, dass durchaus nicht die Landschaft, dafür aber ein Teil ihrer Einwohner übertragen worden sind. So ist es im Grunde nur eine Frage der Zeit, bis ich auf Clyde und Herold treffen musste.

Herold zählt ohne Frage zu demjenigen engen Kreis an Personen, denen ich fraglos mein Leben anvertrauen würde. Clyde ist mir für dieses Vertrauen etwas zu chaotisch, aber doch liebenswert und ein guter Gesellschafter. Ich habe einmal gesagt, dass Loyalität stets Naivität erfordert: Zu kluge Leuten werden sich stets überlegen, ob sie ihr Leben für den Ergebenen riskieren. Irgendwann fiel mir auf, dass ich damit viele meiner Freunde ordentlich vor den Kopf stoßen musste, sollte ich sie nach dieser Abgrenzung bewerten: In der Tat ist es nicht schmeichelhaft, wenn auch größtenteils wahrheitlich. Schließlich fügte ich mich meiner Gesinnung und erweiterte diese These in jener Weise, dass dies nicht nur auf naive Personen zutrefte, sondern auch auf solche mit einem unerschütterlichen, ehrbaren und idealistischen Charakter. Schließlich würde auch die klügste Mutter ihr Leben geben, um ihr Kind vor Schaden zu bewahren. Jedenfalls wüsste ich kaum jemanden zu nennen, mit dem ich lieber ewige Zeiten bei gutem Brot und Kerzenlicht austauschen und in der Vergangenheit schwelgen wollte.

Die beiden sind ebenso verblüfft über mein Auftreten, wie ich erstaune, sie nach mittlerweile sieben Jahren ohne Kontakt wiederzusehen. Keiner von uns muss nach dem Namen des anderen fragen; es ist, als seien diese Jahre nicht verstrichen,

sondern die letzte Begegnung am Vorabend geschehen. Auf Herolds Gesicht formt sich ein Grinsen, dann umarmt er mich. Clyde reiche ich die Hand und umarme ihn ebenfalls. Ein gemeinschaftliches, fassungsloses, ungerichtetes, vielleicht etwas beschämtes Lachen folgt; noch immer hat niemand von uns ein Wort gesprochen.

Mehrmals liegen uns die ersten Buchstaben auf den Lippen ..., und werden wieder heruntergeschluckt. Grund dafür ist, dass uns in diesem Moment bewusst wird, doch schon alles gesagt zu haben.

Beispielsweise will ich sagen: »Clyde und Herold! Was macht ihr hier? Euch habe gar nicht erwartet!« – Doch dann weiß ich die Antwort bereits.

Und sie wollen sicher sagen: »Wie schön dich zu sehen! So viele Jahre her seit unserem letzten Abenteuer!« – Und auch hierauf kennen sie die eine Antwort. Also kommen wir gleich zum Geschäftlichen:

»Ich sehe, ihr habt eine Schmiede«, fällt mir ein: »Oren verwies mich an euch, weil ich eine Säge und ein Seil brauche.«

»Aber klar!«, willigt Herold ein und wendet sich zu einer Werkzeugbank, um mir kurz darauf eine scharfe Säge und ein Tau in die Hand zu drücken.

»Wo wohnst du denn? Lange bist du ja noch nicht bei uns. Hast du bereits ein Haus gefunden?«, fragt mich Clyde hilfsbereit. Schön, seine kratzige Stimme nach so langer Zeit zu hören.

»Ja, danke. Ich wohne jetzt auf der kleinen Insel vor der Küste.«

»Auf Pinla? Aber da steht doch nur der Leuchtturm!«

»Nein, er meint Ibyko, die größere Insel; mit dem alten Haus!«, verbessert ihn Herold.

Ibyko – so heißt meine Insel also. Ein schöner Name, finde ich.

»Danke für die Werkzeuge; wie viel schulde ich euch?« – Die beiden sehen sich wortlos an.

»Hat es dir noch niemand gesagt? Es ist immer wieder lustig, wenn ein Neuer seine alten Gewohnheiten nicht ablegen kann. Was meinst du, Clyde?«

»Recht hast du«, grinsen mich beide an.

»Also was ist nun?«

»Nichts, schuldest du uns. Behalte das Material!«, erklärt Herold.

»Ich weiß nicht ... – ich hoffe, ihr tut das nicht wegen der alten Freundschaft und so weiter. Ihr klingt beinahe wie Oren!«

»Und so wirst du auch jeden anderen in diesem Ort reden hören, egal ob es um Handwerk, Wissen oder Lebensmittel geht«, fügt Clyde bei.

»Ach, kommt schon. Wieso tut ihr das wirklich? Ich meine, ihr schuftet den ganzen Tag in der Schmiede, schwitzt und werdet dreckig und produziert ... – was produziert ihr eigentlich? Und dann gebt ihr eure Arbeit einfach weg? Für nichts?«

»Du siehst das ganz irrig. In der Tat bekommen wir etwas für unsere Arbeit.«

»Aha! Wusste ich es doch!«, stelle ich befriedigt fest, aber die beiden verziehen keine Miene.

»Verdammte kommerzielle Gesellschaft! Vergiftet ist sie! Verrecke und vergehe mit all deinen Dienern und Verfechtern! Mache Platz für eine Gesellschaft der Zukunft!«, ruft Clyde plötzlich lautstark aus und kehrt sich ab. Er lässt mich und Herold alleine stehen:

»Du musst meinem Bruder verzeihen, aber er hasst es, wenn er auf Leute mit alten Vorstellungen trifft. Glücklicherweise kennen wir keinen, der das als Einwohner von Fornburg länger als eine Woche durchgehalten hätte. Siehst du, was wir dort herstellen? Es ist eine neue Kurbelachse für den Marktbrunnen; die zu ersetzen war lange überfällig. Wir schmieden sie und die Werkzeuge für die Landwirtschaft, für die Zimmerei und die Holzfällerei seit vielen Jahren und geben sie in die Gemeinschaft ein. Ja, wir geben sie demjenigen, der sie benötigt und nehmen nicht das geringste dafür entgegen.«

»Aber vorhin sagtest du, ihr erhaltet etwas dafür?«

»Ja, wir profitieren vom Handwerk und den Arbeiten der anderen! Wir bekommen zu essen und Unterhaltung. Wenn wir krank sind, werden wir von unserer Ärztin versorgt, die ebenfalls nichts dafür verlangt. Wir erhalten Lesestoff von Oren, und Brot aus der Bäckerei. Wir haben alles, was wir benötigen; es besteht kein Bedarf an Reichtum. Nur das Leben ist wichtig!«

So langsam ergibt alles einen Sinn. Wenn jeder tut, das er am besten kann und es schließlich der Gesellschaft zur Verfügung stellt, können zwangsläufig alle davon

profitieren! Wenn ich jedoch Werkzeuge von den beiden erhalte, welchen Nutzen kann dann ich der Gesellschaft beibringen?

»Welches Streben liegt wirklich in dieser Gesellschaft?«, frage ich unbeirrt. Herold erwartete eine so einfache Frage nicht und zuckt mit den Schultern:

»Es ist der Sinn ... zu leben, verstehst du?! Jeder tut, was er kann und lebt dafür in einer freien und friedlichen Gesellschaft. Man gründet eine Familie und gibt sein Wissen weiter; man forscht und tüfelt nach neuen Techniken; man hauswirtschaftet und sorgt vor für lange Winter; man liest und bildet sich. Unsere Kräuterkundige sucht ständig nach neuen Gewürzen, zur Erweiterung und Verfeinerung unserer Speisen, und nach Heilkräutern, um schwere und leichte Krankheiten besser heilen zu können. Die Köchin vom Gasthaus bereitet Speisen, weil sie es gut ›kann‹ und weil sie Freude daran hat und es lebenserfüllend sieht. Wandernde und Abenteurer sind angehalten, Karten aus besuchten Gebieten zu zeichnen und uns neue Nahrungspflanzen mitzubringen; aber niemand ist verpflichtet, das zu tun. Es ist so, wie es sein sollte: Niemand hat hier den Zwang zu arbeiten, jeder hilft, wo er kann, und bekommt dennoch sein Essen. Ein jeder ist frei, niemand dient dem anderen, weder für Geld noch aus Angst. Eine Ausnahme stellt die Gasthaltung dar, wenn sich einmal ein Fremdling in die Siedlung verirrt und wir ihn freilich beeindruckt wollen.«

»Weil es für die Gemeinschaft ist!«, setzt Clyde fort, der sich beruhigt und gerade wieder herangefunden hat: »Weil wir ein Völkchen sind, das anders denkt. Weil wir uns in unserem inneren Streben so sehr von anderen unterscheiden, wie für ein Naturvolk Gold oder Elektronik keinen Wert besitzt. Oder die spirituelle Wahrnehmung eines Asiaten eine andere ist als die eines Amerikaners! Nur oberflächlich gleichen sich die Menschen. Und nur jemand, der lediglich einen kleinen Teil der Welt gesehen hat, kann von seinen Erfahrungen fälschlicherweise auf alle anderen schließen!«

»Ich verstehe«, bekunde ich und wünsche in diesem Moment, dem Schwall an beinahe unglaublicher Ideologie zu entkommen. Oder ist da wirklich etwas dran? Sind die hier alle so verrückt und handeln auf diese Weise? Und funktioniert das tatsächlich?

»Clyde. Herold – Ich danke euch für das Werkzeug und will euch nicht länger von der Arbeit abhalten. Jetzt sollte ich mir etwas zum Essen besorgen; heute hatte ich noch nichts. Wir sehen uns gewiss demnächst ..., irgendwie. Macht es gut und bis später!« – Dann kehre ich und verlasse den Hof. Sie wissen, dass ich wiederkomme.

Diesen Brocken habe ich zunächst zu verdauen. Anfangs glaube ich, Oren wäre der einzige mit dieser undurchschaubaren Philosophie des allgemeingültigen Teilens. Aber nun, da auch die beiden sich zu dieser Ideologie bekannten, hege ich Zweifel an der Richtigkeit und Unumgänglichkeit meiner aus der ›alten Welt‹ mitgebrachten Ansichten zur Wirtschaft. In der Tat finde ich, so sehr ich auch nachdenke, keinen Grund, warum das von diesen Menschen beschriebene System nicht funktionieren sollte.

Erst wenige Schritte unterwegs, entdecke ich etwas Erstaunliches: Vorne, also dort, wo der Ächter sich mit dem Weg zur Schmiede schneidet, läuft vor den Häusern plötzlich eine Person entlang, die so rasch verschwindet, wie sie gekommen war: Für nur eine Sekunde blitzt sie auf, dann ist sie wieder fort. Jedenfalls fällt mir die junge Frau auf, weil sie einen kleinen Rucksack auf dem Rücken trägt, der ganz aus braunem Leder gefertigt ist. Einen solchen kenne ich nur von einer einzigen Person. – Unterbewusstsein ist ein Begriff, der schon viel zu häufig von der Allgemeinheit bedingungslos akzeptiert wird. Ich allerdings halte ihn im Sinne des Somnologismus für überholt.

Mein Hunger erinnert mich an eine andere Pflicht. Nämlich die, mir Essensvorräte anzulegen. Einer der Nachteile des Insellebens ist eben, dass man immer etwas vorrätig haben muss. Würde ich hier im Ort wohnen, bestünde dieses Problem nicht so offenkundig.

Endlich erreiche ich den Markt, und er hat sich mit allerlei Volk gefüllt: Rund um den Brunnen sind Stände errichtet worden, die freilich keinem Verkaufsstand entsprechen, an dem Ware feilgeboten wird. Stattdessen muss man es als Tisch sehen, auf dem Dinge und Vorräte, ich will sagen Erzeugnisse, ausliegen, von denen sich jedermann frei bedient: Das beobachte ich einige Minuten gerne.

Eine mittelalte Frau mit Umhang und einem Korb unter dem Arm tritt ohne Zögern zum ersten Tisch und nimmt sich ein Brot davon herunter. Am nächsten

Tisch nimmt sie ein Glas Honig und legt es mit in den Korb. Karotten und Kohl holt sie bei der folgenden Auslage ein. Dann verschwindet sie wieder, wie ich aufmerksam beobachte, in ihrem Haus an der Straße. Die anderen scheinen es wie sie zu machen.

Nach ein paar Minuten kommt sie wieder aus ihrem Haus hervor: Diesmal trägt sie anstelle eines Korbes einen spitz nach unten zulaufenden Krug unter dem Arm. Am Brunnen kurbelt sie den Eimer in die Tiefe, holt Wasser herauf und füllt ihre Amphore randvoll, achtsam, nichts zu verschütten. Abermals eilt sie in ihre Hütte.

Auch anderes Gevolk kommt zum Markt, nämlich solches, das die Lebensmittel herbeibringt: Da gibt es einen jungen Mann mit rotblondem Bart, der gewissenhaft, voraussichtig und konzentriert einen Karren über das holprige Marktpflaster schiebt. Dem Karren fehlen zu beiden Seiten Gitter, sodass der Haufen Rüben, den er darauf aufgetürmt hat, jeden Moment in sich zusammenzustürzen und auf der Straße verteilt zu werden droht. Schließlich schafft er es an eine freie Stelle am Platz und stellt eine Kiste auf. Auf die schichtet er die Rüben seines Wagens und sofort bedienen sich die Dazugekommenen. Manche nehmen eine, manche mehrere. Und die ganze Zeit über steht der Mann hinter dem Stand und beobachtet zufrieden die »Enteignung«. Wurde der Haufen auf dem Tisch kleiner, legte er Rüben von seinem Wagen nach.

»Die sehen gut aus«, sage ich dem Mann nach meinem Herantrauen. Und in der Tat sind dies nicht nur die größten, sondern auch farbstärksten Rüben, die ich jemals in meinem Leben gesehen habe.

»So nimm dir!«

»Aber ich habe nichts zum Tauschen!« – Mir scheint es richtig, den Mann darauf hinzuweisen, obschon mich mittlerweile einige gutgesinnte Stimmen darüber aufgeklärt haben, dass es in Fornburg nichts gibt, das sich mit Geld bezahlen ließe.

»Bist du nicht der Neue?«, stellt der junge Kerl entweder aufgrund meines unbekanntes Gesichtes oder meiner Frage nach Tauschen fest.

»Ganz recht. Wie heißen Sie?«

»Ich bin Marwo«, freut er sich und zieht sich die Mütze vom Kopf. Wir reichen uns die Hände: »Also, wie viele Rüben brauchst du?«

»Hast du die alle selbst angebaut?«

»Ja ja! Alle von meinem Acker, gleich hinter dem Haus. Es ist nicht der größte Acker im Ort, aber mehr schaffe ich auch nicht. Die Einwohner lieben meine Rüben; keiner kriegt sie so zum Wachsen wie ich!«

»Und du gibst sie einfach so ab?«

»Freilich! Wieso denn nicht? Sag', hat dir Oren dieses Buch gegeben? Da steht alles über uns drin!«

»Ja, das habe ich. Aber ich konnte erst ein Kapitel lesen.«

»Dann lies weiter!«, lacht er, »Lies nur weiter!«

»Na schön, Marwo ..., das mache ich. Oren sagte mir, ich könne hier etwas zu essen bekommen. Ich beobachtete, dass sich augenscheinlich jeder bei jedem bedient, ohne irgendeinen Gegenwert darzubieten. Da war diese Frau ...«

»Die gleich hier vorne wohnt?«

Er zeigt mit der Hand in diese Richtung und ich nicke.

»Yista verliert nie gerne Zeit. Sie rennt zum Markt, holt sich Gemüse für ihre Suppe und kocht sie am Nachmittag. Abends verweilt sie meist am Weiher, wenn die Mückenplage nicht zu streng ist, oder trifft sich mit einer Freundin. Übrigens: Was die Menschen darbieten und auch nehmen, das alles ist der ›Gegenwert!‹«

»Und was genau tut Yista? Welche Aufgabe erfüllt sie in eurem Dorf?«

»Sie ist Weberin. Sie webt uns Stoffe aus Flachs oder Wolle. Und die holt unser Schneider einmal pro Woche ab; der näht dann Kleidung daraus – was sonst?!«

»Und es gibt keine andere, die das kann, was sie kann? Was macht sie besonders?«

»Genau das gleiche, das jeden hier besonders macht: Man könnte auch sagen, dass jeder hier ein Meister seines Handwerks ist. Sie kann ebenso meisterhaft weben, wie ich Rüben anbauen kann. Genauso wenig kann ich weben, wie sie Rüben pflanzt. – Wir ergänzen uns. Jeder ergänzt hier jeden und gleicht aus, was niemand zur gleichen Zeit tun kann. Es gibt keinen Menschen, der gleich gut in jedem Handwerk ist, so sehr er das auch von sich behauptet! Ein Tischler kann ein Leben lang

Holzarten und deren Bearbeitung studieren und wird doch niemals ausgelernt haben. Mit welcher Zeit könnte er behaupten, auch auf anderen Tätigkeitsfeldern meisterhaft zu sein?»

»Und du bist stolz darauf, der beste Rübenbauer weit und breit zu sein?«

»Ja, warum denn nicht?«, behauptet er selbstsicher: »Ich freue mich, wenn die Leute meine Rüben als schmackhaft und gesund bezeichnen. Wenn sie sagen: Willst du eine gute Rübe, dann geh zu Marwo! Niemand käme auf die Idee, von mir etwas Gewebtes zu verlangen. Nicht, weil man es mir dieses Handwerk nicht zutraut oder weil man Yista nicht beleidigen will! Nein! Weil es einfach für jeden Beruf jemanden gibt, der am besten dafür geeignet ist. Und wenn dieser das tut, was er am besten kann, können sich die anderen sorgenfrei darauf konzentrieren, was sie am besten zu tun vermögen. Unsere Arbeiten zusammengeführt, ergänzen wir uns zu einer zusammengehörigen Gesellschaft. Unser Tun nennt unsere Identität.«

»Na schön, Marwo, dann hätte ich gerne eine deiner großartigen Rüben. Aber im Moment kann ich dir noch nichts dafür geben, ich bin ja neu und hoffe, das verstehen alle.«

»Aber sicher«, ruft er und die meisten der in der Nähe stehenden Menschen drehen sich zu mir um.

»Da gibt es ein Feld, dort wo ich wohne. Vielleicht könnte ich lernen, wie man darauf Getreide anbaut. Und das könnte ich dann mitbringen und mit euch teilen. Richtig?«

»Siehst du: Jetzt weißt du, wie es geht!«, propagiert er hellstimmig: »Aber sprich dich vorher mit den anderen Getreidebauern ab. Wenn wir eine Sorte anbauen, über die wir nicht verfügen, könnten wir unser aller Lebensmittelangebot erweitern! Aber sag: Was brauchst du noch, außer Rüben?«

»Na ja, eigentlich habe ich fast gar nichts im Haus«, gestehe ich ein. Ich zeige deutlich mein Zögern, einfach von Stand zu Stand zu laufen und mich zu bedienen; schließlich kenne ich keinen von ihnen und kann mich nicht ohne Vorbereitung oder Grund in eine Schuld begeben! Marwo erkennt dies und nimmt mir die Verantwortung ab:

»Lass' mich dir helfen«, legt er die letzten Rüben auf den Tisch: »Hier, du fährst jetzt meinen Handwagen und ich lade auf.«

Dann gehe ich ihm nach und er lädt von jedem Tisch ein paar Lebensmittel auf: Zwei Brote, zwei lange Fische (an dessen Tisch der mit bekannte Fischer vom Steg wartet) und sogar ein kleines Käse-Rad. Inzwischen hat sich ein anderer zum Helfen eingefunden und mir derweil zwei Krüge mit Wasser gefüllt, die wir ebenfalls auf den Wagen stellen. Oben auf lege ich meine Säge und das Seil. Für alles, das man mir auf den Wagen packt, danke ich schüchtern. Und das, obwohl es in meinen Augen einer großherzigen Tat entspricht, für die Anwesenden jedoch die einfältigste Freude zu sein scheint.

»Den Wagen bringst du mir die Tage wieder vorbei, wenn du daheim ausgeladen hast, in Ordnung?«

»Ja, gerne! Aber kannst du mir bitte noch zeigen, woher ich Gewürze bekomme? Oder Kräuter? Um mein Essen zu würzen? Habt ihr hier überhaupt so etwas wie Gewürze?«

»Sicher, folge mir!«, greift Marwo meine rechte Schulter und bringt mich zu einem herumstehenden älteren Mann mit grauer, bis zum Boden reichender Kutte: »Das ist Thelan«, stellt er mich ihm vor.

»Und Sie sind der ›Gewürzkundige‹ von Fornburg?«, spotte ich.

»Quatsch«, lacht er laut und auffällig, »Jeder Esel kann Gewürze von unbrauchbaren Pflanzen unterscheiden. Er braucht ja nur seine Nase dazu! Ich aber wandere gerne weite Strecken, laufe über die riesigen Wiesen westlich des Dorfes und kenne so manche günstige Stelle, um gleich ein paar Säcke voll mit duftenden Wildpflanzen und Kräutern zu füllen. Deswegen liefere ich, was würzig und salzig ist!«

»Weiß der Teufel, wo er die immer herhat!«, scherzt Marwo mit einem Augenzwinkern und lacht an seiner Seite. Thelan zieht unter seinem Umhang drei kleine, prall gefüllte Säckchen hervor:

»Das eine enthält Fenchel, das Zweite Thymian und das Dritte Basilikum. Die wirst du doch mit deiner Nase auseinanderhalten können?«

»Gewiss. Vielen Dank!«

Die wertvolle Fracht stecke ich mir ebenfalls in die Jackentasche:

»Vielleicht kann ich Sie irgendwann begleiten? Ich interessiere mich auch für Wildpflanzen!«, schlieÙe ich ab, und der Alte nickt stumm.

Bald darauf verabschiede ich mich von allen und verspreche, mich in den nächsten Tagen wieder bei ihnen einzufinden, zumal ich den Handwagen zurückbringen muss. Mit diesem eiere ich sorgsam den Ächter bis zum Hafen hinunter und finde dort das Boot vor, das ich am Morgen angeknötet hatte.

Denke ich an mein früheres Leben zurück – ich meine das noch vor dem Graublattal – erinnere ich mich an Zeiten voller Stress und Zwang. Den deutlichen Gegensatz stellt die Welt und Gemeinschaft um Fornburg dar: Niemand scheint hier im Entferntesten an Unruhe zu leiden.

Einer ganz einfachen Regel zufolge hat nichts einen Wert, das man nicht ins Nachleben mitnehmen kann – und das sind meinem Verständnis nach allein Wissen und Erfahrung. Daraus ergibt sich die interessante Konsequenz, dass einem nie etwas Wertvolles gestohlen werden kann. Denn wie soll das bei Wissen und Erfahrung vor sich gehen?

Daher beschleicht mich das drängelnde Gefühl, dass sich eine erdachte Philosophie zu Materie manifestiert hatte und hier in diesem Dorf ausgelebt wird. Und will ich nicht zeitlebens Teil einer besonderen Gemeinschaft von Auserwählten sein?

Ich kann das weder eindeutig bejahen noch verneinen. Alles, was mich interessiert, ist gegenwärtig anhaltend (oder nachwirkend?) egoistisch angehaucht und eindeutig ein schlimmes Überbleibsel aus meiner alten Daseinsform. Viel mehr als das habe ich jedoch Sehnsucht nach Anniek und ich Sorge mich um ihr Wohlergehen. Besonders ihre Sorge um mich.